

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 258 Bydgoszcz / Bromberg, 10. November 1937

# Tatjanas Opfer

## Frauen im Roten Netz

### Roman von Talvin

(30. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Eines Abends, als er wieder mit Maria unter der Tür stand, sie machten vor dem Abendessen immer ein und denselben Rundgang durch das Haus, sagte Maria, ein Bild über dem Bett sei immer ganz schön.

Am nächsten Tage hing dort ein Bild von der Westküste, das in seiner Jugend über seinem eigenen Bett gehangen hatte und das ihm als Jungen so gefiel, „weil die Wogen so schön spritzten."

Während er das Bild aufhängte, fiel ihm ein, daß er gar nicht an Bücher gedacht habe. Er ließ einen Schreiner kommen und ließ für eine Ecke ein kleines niedriges Büchergestell machen, in dem sich unten einige Fächer befinden sollten.

Nun brauchte er auch Bücher, aber er hatte nicht viele in seinem Zimmer und er wußte auch nicht, mit welchen er Tatjana eine Freude machen könnte. Er saß lange in dem weichen Sessel und endlich beschloß er, ihr vorerst einmal die Dichter ihrer Heimat hinzustellen.

Hier erhob sich nun die Frage, in welcher Sprache er die Ausgaben wählen sollte. Russisch konnte er sie nicht bekommen, Schwedisch verstand Tatjana wohl etwas, aber doch nicht so, daß sie beim Lesen schon einen Genuß haben könnte, es blieb nur Deutsch und Französisch übrig. Er fuhr nach Göteborg und konnte einige Werke von Turgenjev in Französisch, andere in Deutsch erhalten, darunter natürlich Tolstoi und Dostojewski und Puschkin und Lermontow. Er freute sich, als er die Bücher am nächsten Tage mit der Post bekam.

Er tat noch einige Bücher von den seinen hinzu, und bei dem Auswählen fiel ihm auch eine Bibel in die Hand. Runemark stellte die Bibel in Tatjanas Zimmer.

Die wichtigsten Augenblicke im ganzen Tageslauf bildeten aber die Stunden, in denen der Briefträger über den kleinen Berg heraufkam, auf dem Runemarks Haus stand. Wahrscheinlich würde ja die Nachricht telegraphisch eintreffen, aber es konnte auch sein, daß sie nach dem Gelingen ihres Vorhabens irgendwo eine erste längere und sicher notwendige Rast machten.

So oft sich Runemark sagte: es ist ja unmöglich! Ebenso oft sagte er sich aber auch: warum sollte es nicht gehen können?

Er litt in den letzten Tagen an Schlaflosigkeit und bemühte sich, sie durch lange Spaziergänge zu vertreiben.

Es war jetzt schon Anfang Dezember und bald würden die Luciakerzen leuchten und die Weihnachtszeit ihren Einzug halten. Er nahm sich oft vor, einen bestimmten Tag als den letzten Termin seines Wartens zu nehmen und nachher die Hoffnung endgültig zu begraben, aber er sagte sich dann wieder, daß dies ja kindisch sei.

Nachdem das Heim bis in die letzten Winkel eingerichtet und zum Empfang der Menschen gerüstet war, nach denen er sich sehnte, hatte er mehr Zeit, auf seinen einsamen Spaziergängen wieder an sich selbst und seine Zukunft zu denken. Eines war ihm klar, daß er diese Zukunft nicht untätig verbringen werde, aber er wußte noch nicht, welchen Weg er gehen sollte. Wenn Brita wirklich kam und gar erst, wenn ihr Kind ein Junge war, dann allerdings hatte er ja schon eine große Aufgabe vor sich. Denn er war fest entschlossen, dem Vater die Erziehung abzunehmen und sie in seinen eigenen Händen zu halten. So sehr er Axel Lundström als einen lieben und guten Menschen schätzte, so genau kannte Runemark auch seine Fehler der Weichheit und der leichten Beeinflußbarkeit, an denen ein Kind natürlich niemals einen Halt finden könnte. Aber selbstverständlich würde diese Aufgabe sein Leben nicht ausfüllen können, selbst wenn er dazu noch eigene Vaterpflichten bekommen sollte.

Runemark wußte die Richtung ganz genau, in der sein Leben und sein Wirken verlaufen sollte, nur sah er noch keinen Weg. Er bedauerte jetzt oft, daß er nicht schreiben konnte und beneidete diejenigen, die diese Gabe besaßen. Dann wieder bedauerte er, daß er gar keine Verbindung zu irgend welchen Jugendorganisationen hatte, in deren Reihen er seinen Einfluß geltend machen könnte. Er tröstete sich gewöhnlich damit, daß mit einem Aufwand von ein wenig Energie alles möglich sei, daß er dann sogar, wenn es so sein müßte, auch das Schreiben lernen könnte. Und er sagte sich, daß es vorher gelte, „die andere Sache" in Ordnung zu bringen. Mit ihrer Regelung verginge sicher auch noch einige Zeit, denn er würde natürlich zuerst einmal heiraten und mit Tatjana auf Reisen gehen.

Bei diesem Abschluß seines Gedankenganges beschleunigte er stets die Schritte nach Hause und setzte sich in Tatjanas Zimmer, ohne irgend etwas zu tun.

Erst Marias Ruf, daß angerichtet sei, weckte ihn dann aus seinen Träumen.

Maria wußte noch nicht, wer diese Frau sei, die einst in diesem Zimmer wohnen sollte. Aber das hatte sie erfahren von ihrem Herrn, daß sie „schön" sei. Und nun war Maria neugierig.

3.

Drei Tage vor dem Luciafest traf die Nachricht ein, daß sich Brita auf dem Wege nach Göteborg befände. Sie gab die Zeit ihrer Ankunft an.

„Sie kommen!" sagte Runemark zu Maria und sie konnte die freudige Eile sehr gut verstehen, mit der sich ihr Herr nun fertig machte, aber um so verwunderter und besorgter sah sie ihm dann nach, als er den kleinen Berg hinunterging, weil sie beobachtet hatte, daß seine Freude ganz plötzlich in eine ernste Nachdenklichkeit umgeschlagen war.

Wir, stand in Britas Telegramm, und je mehr Runemark über dieses Wir nachdachte, um so zweifelhafter wurde ihm, wen Brita damit meine.

Warum hatte nicht auch Tatjana unterzeichnet? Sollte die Aufregung daran schuld, sollte es reine, aus überschwenglicher Freude fließende Vergeßlichkeit gewesen sein?

Wir. Hatte sich Brita nicht denken können, wie er in diesen Monaten, in diesen unendlichen langen Wochen und Tagen und Nächten auf Nachricht gewartet hatte und nach dem Gelingen dieses ungeheuerlichen Unterfangens auch volle Klarheit haben wollte, so daß ihm nicht die wenigen Stunden, die ihn jetzt noch von der endgültigen Gewißheit trennten, zu erregendster und nicht zu messender Qual würden? Freilich, es kann nur die Vergeßlichkeit der Freude gewesen sein.

Wir. Das konnten jetzt vier sein. Das konnten sein Tatjana und Brita und das Kind und Axel. Es konnten aber auch nur drei sein oder auch gar nur zwei, und Runemark quälte sich ab, die verschiedenen Möglichkeiten zu überdenken und zu erwägen, die damit gegeben sein konnten.

Wir. Brita kam also auf jeden Fall, und das war gut. Das Glück wäre in diesem Augenblick vollkommen, wenn er wüßte, daß dieses Wir auch Tatjana umschlösse.

Runemark stand auf dem Bahnsteig in Göteborg, ohne klar zu wissen, wie er dorthin gekommen war.

Da standen andere Menschen in freudiger Erwartung und einige hatten Blumen in den Händen, und Runemark dachte, daß er natürlich Blumen hätte kaufen müssen. Aber dazu war jetzt keine Zeit mehr, er mußte hier stehen bleiben, denn war es nicht schon vorgekommen, daß Züge auch einmal einige Minuten früher einliefen und daß sich die Kommenden und die Wartenden dann verfehlt haben? Runemark suchte in seinem Gedächtnis angestrengt nach, wann er das schon einmal erlebt habe, aber daran konnte er sich ganz genau erinnern, daß er gerade mit einem Zuge von Stockholm einmal zwei Minuten früher in Göteborg angekommen war als es im Fahrplan bestimmt war. Er erinnerte sich auch, wie die Mitreisenden beim Aussteigen über diese Unpünktlichkeit noch gescherzt hatten, ja, es war hier auf diesem Bahnsteig.

Der Zug brauste ein.

Runemark konnte über die ganze Menge hinwegsehen, die jetzt aus den Türen der Wagen strömte.

Er stellte sich auf die Zehenspitzen. Wenn er sie übersehen sollte, dann mußten doch sie ihn sehen.

Wenn er nur wüßte, wer diese sie sein würden!

Die Menschen strömten an ihm vorbei, Koffer stießen ihn an, Stimmen der Freude umschwirrten ihn, das Hupen der kleinen Postwagen tat seinen Ohren weh.

„Gösta!"

Runemark fuhr herum und sah in ein abgehärmtes Gesicht, in dem Freude und Scham und Spannung und Müdigkeit in einem seltsam ergebenen Ausdruck der Augen zusammenflossen und der wie ein sanftes, aber schuldvolles Bitten ist um Wärme und Güte und Schweigen über alles, was einst gewesen sein mochte.

„Brita!"

Sie küßten sich und Gösta fühlte, wie Brita ihr Gesicht bei ihm verbergen wollte und wie ihr Körper geschüttelt wurde von einem trockenen Schluchzen. Da fing das Kind zu schreien an, aber Runemark sah nur mit einem flüchtigen Blick darauf und löste sich behutsam aus der Umarmung und fragte: „Wo ist Tatjana?"

„Weiß ich nicht —" sagte Brita und schüttelte müde den Kopf.

Gösta sah auf den Gepäckträger, der hinter Brita stand, aber mit leerem Blick.

Er nahm Brita unter den Arm und sie wandten sich zum Gehen.

„Wo ist Axel?"

„Weiß ich nicht —" sagte Brita, und wieder schüttelte sie müde den Kopf.

Sie schwiegen, bis sie an den Zug nach Uddevalla kamen. Dort fragte Runemark: „Mädchen oder Bub?"

„Ein Bub. Er heißt wie du und der Vater."

Runemark sah sich das kleine rosige Gesicht etwas genauer an, das aus den Hüllen herausschien und aus dem ihm zwei glänzende blaue Augen mit prüfender Verwunderung entgegenblickten.

Runemark und Brita saßen sich gegenüber und sahen sich an. Aber sie sagten nichts. Nur einmal suchte Brita die Hand des Bruders, und er drückte sie und hielt sie in der seinen, bis Brita das Kind wieder auf den anderen Arm nahm.

Maria war außer Rand und Band, sie weinte und lachte und sie drückte das Kind an sich und wußte nicht, welche Kosenamen sie ihm geben sollte.

Brita saß da und sah auf den weißgedeckten Tisch und sie preßte die Hände an ihr Gesicht und ihr Blick verlor sich in eine weite Ferne.

Maria wartete auf mit dem Besten, was sie in Küche und Keller hatte, sie saß dann auch mit zu Tisch und hatte das Kind auf ihrem Schoß. Aber es wurde wenig gesprochen.

Nach dem Essen nahm Gösta Brita mit auf sein Zimmer und dort erzählte sie ihm alles.

„Ich konnte dir ja", so begann sie, „in den ganzen Jahren nur spärlich Nachricht zukommen lassen, und in den letzten Jahren überhaupt nicht mehr. Du weißt ja, wie es ist, Tatjana hat es dir ja gesagt."

Runemark sah vor sich auf den Boden und nickte nur.

„Die ersten Jahre, die ich mit Axel in Moskau verbrachte, waren hart, aber spannend. Und wir waren ja jung und hatten uns alles anders vorgestellt und dachten wohl auch, die Zeit der Gärung ginge bald vorüber und es würde sich alles so klären, wie wir es erträumt und erhofft hatten. Aber statt dessen wurde es immer schlimmer und wir mußten einsehen, daß die Gärung für die meisten, die dort die Zügel in der Hand hielten, ein Selbstzweck war und daß zwischen unserem Denken und Fühlen und dem ihren die Kluft immer größer wurde und beinahe niemals überbrückt werden konnte. Aber all das brauche ich dir ja nicht zu erzählen, du wirst es wissen.

Eines Tages machte Axel die Bekanntschaft von Silving, dem Leiter der ostkarelischen Republik, einem roten Finnlandschweden, und Silving sagte zu Axel, er solle nach Petrosavodsk kommen, er, Silving, brauche dort erfahrene Leute, die ihm beim Aufbau des Landes helfen könnten, er hätte bereits viele Finnländer dort, mit den Russen sei nicht viel anzufangen, die ganze Atmosphäre dort sei anders wie in Moskau, Axel würde sich dort sicher wohler fühlen, man sei doch etwas mehr im Westen und gerade Axel als Schwede werde wohl zu verstehen und zu schätzen wissen, was das bedeute. Axel war Feuer und Flamme und wir fuhren nach Petrosavodsk. Die Stadt war unscheinbar und ruhig und man hatte dort nicht den Trubel wie in Moskau, der wenigstens manchmal geeignet war, einen für einige Zeit wieder zu betäuben. In Petrosavodsk und in der Enge seiner Verhältnisse hörte das Ohr viel klarer und deutlicher, und es wurde nun sehr schlimm für uns, wenn wir auch die Annehmlichkeit hatten, mit einigen wirklich guten und vortrefflichen Menschen verkehren zu können. Aber in dieser kleinen Stadt sahen wir die Triebe und die Leidenschaften viel unverhüllter als in Moskau, und der Kampf, den die Russen gegen Silving und alle seine Mitarbeiter führten, vergiftete die Luft in einer Weise, daß man oft zu ersticken drohte. Dieser Kampf zermürbte auch Axel, er sah allmählich ein, bei mir ging das etwas schneller, daß er sein Leben und seine Arbeit für eine Sache opfere, die eigentlich den schärfsten Kampf verdiene, aber wie gesagt, er war schon zu zermürbt und zu schwach, um sich dagegen aufzulehnen zu können, und was hätte das jetzt auch noch geholfen? Unser Leben, aber auch das der anderen, wurde allmählich zu einer dumpfen Resignation, und man konnte es schließlich nur mehr ein Vegetieren nennen. Es ist sonderbar und ich habe mich selbst darüber gewundert, daß ich mich überhaupt noch aufraffen konnte, dir zu schreiben oder auch nur schreiben zu wollen. Ich kann es mir nur so erklären, daß ich durch meine Schwangerschaft mit unwiderstehlicher Macht dazu getrieben wurde, den Gedanken an das Leben in irgend einer Form überhaupt wieder denken zu wollen, daß in mir unbewußt eine Hoffnung geweckt wurde, diese Zeilen könnten eine Änderung meiner Lage herbeiführen. Ich weiß es nicht."

(Schluß folgt.)

# Schmunzeln in Suomi.

**Finnische Zeitungssensatiönchen aus der guten alten Zei**

Gesammelt von Werner Freytag.

**Der verhinderte Festredner.**

Es ist schon eine gute Weile her, da sich diese Geschichte ereignete. Einige hochbetagte Helsingforser entsinnen sich noch heute der allgemeinen Aufregung, die sie einst hervorrief. Es war zu jener Zeit, da der begnadete Künstler L. Mechelin seine großen Triumphe in Finnland feierte. Man riß sich sozusagen um ihn. Die Zeitungen des Landes wetteiferten, Original-Unterredungen mit dem Gefeierten ihren Lesern zu bieten. Sie schickten ihre besten Köpfe und Federn zu ihm ins Hotel, um ihn nach allen Regeln der Kunst zu interviewen, doch zeigte der hohe Herr sich nicht willfährig, ihnen etwas von seiner Weisheit zu verzapfen. Grob wurde er, wenn irgend ein Berichterstatter ihn um Überlassung des Manuskripts einer seiner vielen Ansprachen bat. Da half kein Bitten und Beschwören. Mechelin schüttelte ärgerlich den Kopf. Er hatte so seine Erfahrungen gemacht, und sie waren keineswegs ermunternd.

Gebranntes Kind scheut das Feuer. Die Herren von der schwarzen Kunst hatten ihm einst — wenn auch völlig unbeabsichtigt — einen Tort zugefügt, den er ihnen zeit seines Lebens nicht vergaß. Studentensänger mit ihren Professoren veranstalteten damals unter reger Anteilnahme der Einwohnerschaft ein nordisches Frühlingsfest. Der kalten Witterung halber sollte es ursprünglich im Saal eines Gasthauses steigen, doch erwies sich der Raum als viel zu klein, und man sah sich genötigt, die Veranstaltung ins Freie, in den Garten des Gasthauses zu verlegen.

Mechelin hatte sich bereit erklärt, die Festrede des Abends zu halten, und, den Bitten einiger Zeitungsleute nachgebend, das Manuskript seiner Ansprache den Redaktionen zweier Tageszeitungen im voraus ausgehändigt.

Der Abend kam und nahm zunächst einen glänzenden Verlauf. Fanfarenbläser verkündeten das Auftreten des Festredners. Mechelin erschien auf dem Rednerpult. Rauschender Beifall umbrandete den beliebten Künstler. Klar und vernehmlich fielen seine ersten Worte in die Versammlung.

Plötzlich tauchten am Eingang des Gartens einige Zeitungsjungen auf und stürzten sich mit lauten Rufen in die Menschenmenge. „Extrablatt! Extrablatt! Festrede des Herrn Mechelin!" schrien die Bengel respektlos. Und um den Absatz ihrer Sonderausgaben zu beschleunigen, krächzten sie einige Stellen aus der Mechelinschen Ansprache in die Menge.

Wie vor den Kopf geschlagen, stutzte der große Künstler. Schon sah er, wie sich die ersten Neugierigen um die Zeitungsjungen scharten und die Sondernummern zu kaufen begannen. Das war zuviel. Im Vollgefühl seiner Würde brach Mechelin seine Ausführungen ab. „Lesen Sie bitte die Fortsetzung meiner Rede in der Zeitung!" fauchte er seine Zuhörer an und verließ, auf das tiefste gekränkt, Podium und die baß erstaunte Festversammlung.

**Ein Freundschaftsdienst und seine Folgen.**

Als der „Skalde" Hjalmar Procopé die „Tammerforser Neuigkeiten" redigierte, wurde für einen Abend ein Benefiz-Konzert der berühmten nordischen Sängerin Maikki X. angesetzt. Am Tage, da dieses künstlerische Ereignis Wirklichkeit werden sollte, erhielt der Dichter-Redakteur zufällig den Besuch eines alten Studienfreundes, des Musikrezensenten Karl Flodin. Das fröhliche Wiedersehen mußte selbstverständlich nach Redaktionsschluß in einer der Weinkneipen von Tammerfors gründlich begossen werden. Als die beiden Jugendfreunde etliche Flaschen geleert, besann sich Procopé plötzlich auf seine beruflichen Pflichten: „Ich muß jetzt aufbrechen", riß er sich zusammen, „habe heute abend noch das Konzert der Maikki zu besuchen. Also entschuldige mich, Bruderherz!"

Aber das Bruderherz wollte nicht. „Das wäre ja noch schöner", brummte der gefürchtete Musikrezensent, „jetzt fortgehen, da wir just im besten Zuge sind! Daraus wird nichts, mein Lieber! Ich schreibe dir hier im voraus die Besprechung. Die Maikki habe ich unzählige Male gehört und kenne ihr Programm so gut wie auswendig."

Procopé ließ sich erweichen. Man trank noch eine Flasche. Dann schrieb Flodin, von Bacchus beschwingt, eine herrliche Besprechung des Konzerts. Im Mondschein wandelten beide zur Setzerei und lieferten traumselig das Manuskript beim Faktor ab.

Die Morgenausgabe der „Tammerforser Neuigkeiten" erweckte nun den berühmten Sturm im Wasserglas. Unaufhörlich erschienen Leser und Leserinnen des Blattes in der Redaktion, schneiten Briefe herein und verlangten boshaft Auskunft, ob der Rezensent wohl unter die Geisterseher gegangen wäre. Denn das Konzert war in letzter Stunde infolge Heiserkeit der beliebten Sängerin abgesagt worden . . .

**Das liebliche Mißverständnis.**

Das finnische Provinzstädtchen Gamlakarleby erfreut sich seit altersher eines guten musikalischen Rufes. Dort erscheint seit einer Reihe von Jahren eine Tageszeitung mit dem nicht ganz leicht auszusprechenden Namen „Keskipohjanmaa". Sie brachte eines Morgens die Vornotiz eines im Städtchen stattfindenden Konzerts von Kerttu Vanne. Der Alleinschriftleiter des Blattes, ein tüchtiger, arbeitsamer Journalist, bedauerte im stillen, sich nicht selbst diesen erlesenen musikalischen Genuß gönnen zu können, da für ihn der fragliche Abend bereits durch eine Gemeinde-Versammlung ausgefüllt war.

Dennoch nahm sich der Wackere vor, die Konzertbesprechung zu schreiben. Er hatte jahrelang im Vorstand eines heimatlichen Gesangvereins gewirkt und verstand sich auf die Schönheiten der holden Frau Musika.

Der Abend rückte heran, und der Redakteur hatte seine Besprechung schon so halb im Kopf. Der Name Kerttu Vanne war ihm allerdings ein nebelhafter Begriff. Natürlich mußte es eine ganz bedeutende Künstlerin sein, sonst hätte man sie nicht ausgerechnet in Gamlakarleby auftreten lassen. Um sicher zu gehen, schickte er seinen „Kanzleichef" ins Konzert, einen aufgeweckten jungen Mann, der Lehrling, Laufjunge und Hilfsberichterstatter in einer Person war. Der Junge sollte feststellen, ob die Künstlerin tatsächlich erschienen war und das Konzert programmgemäß stattfand. Auch sollte der junge Mann ihm mitteilen, ob sich die Veranstaltung eines guten Besuches erfreute und über wieviel Hervorrufe und Blumensträuße die Künstlerin am Schluß ihrer Darbietungen mit Knicks und Kußhand quittieren konnte.

Nach Erledigung seines Versammlungsberichts machte sich unser Redakteur an die Arbeit. Vor ihm lag ein kurzer Brief des jungen Mannes, der in dürren Worten jede der ihm gestellten Fragen beantwortete. Es war schon spät in der Nacht, als der Journalist aufseufzend seine Besprechung beendete. Da fehlte nichts. Der dunkle schöne Klang der Stimme, der Belcanto, ein prachtvoll geschulter Mezzosopran — alles war da. Und so konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Es hagelte Beifallsäußerungen, Hervorrufe, Blumenspenden. Kurz: ein unvergeßlicher Abend . . .

Am nächsten Morgen wurde der geplagte Mann der Feder schon frühzeitig durch Telephongeklingel aus dem Schlummer gescheucht. Eine Damenstimme klang ihm aus der Muschel

# Regnerische Nacht.

Der feuchte Atem rinnt durch die Gezweige,
Im Dunkel tropft es, klopft es, braust es her,
Von Nässe ist die Gartenerde schwer
Und rinnsalrauschend die verschwiegnen Steige.

O Finsternis, o tönevolle Nacht!
Durch dein Gerinne treibe ich im Rauschen,
Ringsum dies Wehen, Kluckern, Bauschen
Und in mir aller Träume gold'ne Fracht.

Wie sich das löst auf Windesschwingen,
Nun im Gewölk der erste Stern erblinkt,
Wie alles schwebt und steigt und wieder sinkt —

O Kesseltreiben über allen Dingen,
Dies Perlen, Rütteln, Rauschen, Ringen,
Bis im Geströme alle Sucht ertrinkt.

**Gustav Leuteritz.**



entgegen. „Hat Kerttu Vanne wirklich gestern abend gesungen?“ — „Ja, gewiß“, erwiderte der Geweckte, „es war ein ganz großer Erfolg. Eine göttliche Stimme — —“

„Aber das ist doch unmöglich“, fiel ihm die Teilnehmerin am anderen Ende der Strippe ins Wort. „Kerttu Vanne — die Geigerin? Kein Mensch hat sie bisher singen hören!“

Da hängte der Alleinschriftleiter des „Keskipohjanmaa“ erschüttert ab. Er hörte schon alle Englein im Himmel singen, sprang mit einem Satz zurück ins rettende Bett und zog sich die Daunendecke über die Ohren . . .

# Die Brüder vom J.

Von Heinz Scharpf.

Auf einer meiner ziellosen Wanderungen durch das herrliche Tirol machte ich die Bekanntschaft einer merkwürdigen Gesellschaft, der Brüder vom einsilbigen J.

Sie unterscheiden sich von den übrigen Älplern weder durch die Lauterkeit ihrer Gesinnung noch durch das Verknorrte ihres Wuchses; aber wie nirgends in den Bergen dienen sie mit solchem wortkargen Fanatismus dem Kultus des J. Er enthüllt den rauhen Kern eines Volkes, den der Fremde nicht so leicht zu knacken vermag. Insonderheit der Nordländer steht dem naturverbundenen J fassungslos gegenüber.

Das erstemal machte ich mit den Gebräuchen der J-Brüder in einem hochgelegenen Alpendorf Bekanntschaft, als ich nächtlicherweile . . . Da tauchte plötzlich vor mir eine dunkle Gestalt auf, hielt nach allen Seiten hin scharfen Auslug und klopfte dann kurz an ein matt erleuchtetes Fenster.

„Wer ischt draußen?“ ertönte innen eine weibliche Stimme.

„J“, erscholl es zur Antwort, sonst nichts.

Aber das Fenster öffnete sich im Nu, und die Gestalt verschwand mit einem kühnen Schwung durch das Fenster.

Nach kurzer Zeit wiederholte sich fünf Häuser weiter der gleiche Vorgang. Wieder tat sich auf das bloße J hin ein Fensterladen auf, und eine männliche Erscheinung betrat auf demselben Weg das Haus.

Hm, hm, wessen ward ich da stummer Zeuge?

Anderntags sah ich einen Älpler an einer drallen Bauerndirn vorbeigehen. Das Mädchen sah züchtig zu Boden und tat, als bemerke es den Burschen nicht. Er rückte sein Hütchen keck aufs Ohr, vertrat der Maid kurzerhand den Weg und fragte: „Wer bischt?“

„J?“ hob das Mädchen den Kopf und sah das Mannsbild forschend an. „J bin J!“ lächelte es rätselhaft.

„Und J bin aa J!“ faßte der Bursche das Mädchen unter. Arm in Arm verschwanden sie darauf, wie fürs Leben vereinigt durch das geheimnisvolle J.

Fragte ich die Kinder auf der Straße: „Wer bist du“ und „Wer du?“ — ich bekam von allen die gleiche Antwort. Treuherzig lachten sie mich an: „J!“

Einmal saß ich im Wirthaus, und kein dienender Geist brachte mir Atzung. Auf einmal tat sich die Tür auf, herein trat ein struppiger Geselle, schlug auf den Tisch und sagte nichts wie: „J bin da. J!“

Sofort kam eine Kellnerin herbeigestürzt und fragte nach des J-ikers Begehr.

In einem andern Gasthaus sah ich zwei J-Brüder einander befragen. „Bischt du aa einer?“ fragte der erste hänselnd.

„J bin alleweil noch J!“ gab der andere kurz zurück.

„Er aa schon J!“ feixte wieder der eine. „Wer war denn nacha J?“ Und flugs schlug er sich wie verrückt auf die Schenkel und gab folgenden Gesang zum besten:

„Jch bin der J!
J bleib der J!
War J net J,
Wer war J denn J?“

Drauf pfiff gellend der andere durch die Finger und sang in ähnlicher J-Weise herausfordernd zurück, worauf sie sich im Takt eines flotten Schottischen abohrfeigten, bis plötzlich der Wirt dazwischen rief: „Aufg'schaut, er kimmt!“

„Wer?“ fragten die Kämpen, in ihrer Zeremonie innehaltend.

„J!“ ertönte es unter der Tür. Ein martialischer Mann in Uniform trat ein, und sofort herrschte die schönste Eintracht.

Wer waren diese Leute, die alle auf das Zeichen „J“ so auffällig reagierten? Welcher geheimen Bruderschaft gehörten sie an? Ich beschloß es zu ergründen. Die Klangfarbe des landesüblichen Sesam-öffne-dich, das kurze J, war mit etwas geblähtem Hals leicht aus der Kehle zu stoßen. Also klopfte ich zu nächtlicher Stunde an das Fenster eines einsamen Bauernhauses und gab auf die Frage: „Wer ischt's?“ einfach zur Antwort: „J!“

Und siehe, sogleich ward mir aufgetan.

Ich stand im Zwielicht in einem Obstanger und pflückte Äpfel vom Baum. Schrie mich einer von außerhalb des Zaunes an: „Sakerment, Sakerment, wer ischt da in mein Anger?“

„J!“ gab ich seelenruhig zur Antwort. „Ah so, du“, beruhigte sich der Frager sofort und ließ mich ungeschoren.

Im Wirtshaus schlug ich auf den Tisch und sagte nichts wie: „J bin da! J! — Hört's net, J!“ — und Wirt und Wirtin kamen gerannt.

Überall war ich mit verblüffendem Erfolg einfach der J, ohne dem Orden der J-Brüder anzugehören. J erwies sich als ein Freibrief, vor dem sich Türen, Tore und Herzen öffneten.

Nur wo die Berge enden, hat auch das Reich der Brüder vom geheimnisvollen J ein Ende. Das erfuhr ich, als ich hinabstieg, um seine Macht daselbst zu erproben.

In Rattenberg machte ich mich nachts unter einem hellbeleuchteten Fenster bemerkbar.

„Wer ischt unten?“ fragte eine Stimme von oben.

„J!“ antwortete ich auf die vertraute Weise.

Tatsch! goß sich plätschernd ein Gefäß der Nacht auf mich herab, daß es mir noch anderntags vom Hut troff.

„Was ist das?“ sah ich feuchten Auges empor.

„Das ischt das Tüpferl auf das J!“ schloß sich klirrend das Fenster. In der Ebene versagt der holde Zauber der Berge.

 **Bunte Chronik** 

**Der Musterbote.**

Ein Pariser Schuster, dessen Lehrjunge krank geworden war, vertraute dem Sohn seiner Hauswartsfrau die Ablieferung von ein Paar Stiefeln an. Er sollte sie bei einer Witwe namens Blacher, wohnhaft 113. Boulevard de Grenelle, abgeben. Vormittags war er weggeschickt worden. Abends um 7 Uhr war er noch nicht zurück. Man wartete noch eine Weile. Endlich, zu später Nachtstunde, kam er.

„Hast du die Stiefel abgeliefert?“ fragte ihn der Schuster.

„Selbstverständlich — war die Antwort. — Aber Sie haben sich geirrt. Erstens ist das keine Dame, sondern ein Herr, dann wohnt er nicht Boulevard de Grenelle, sondern Avenue de Clichy. Die Hausnummer ist nicht 113, sondern 89. Er heißt auch nicht Blacher, sondern Minveux. Und schließlich ist er keine Witwe, sondern ein Schneider. Aber davon abgesehen, war er sehr zufrieden, die Schuhe zu bekommen.“

 **Lustige Ecke** 



**Jetzt geht's los!**

„Sagen Sie mir, wer von den Herren hat meinem Mann diesen Hut verkauft?!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.